Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 43

Artikel: Erinnerungen eines alten Mechanikers
Autor: Riggenbach, Niklaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648701

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

5. Fortsetzung

Rasch war ein provisorisches Geleise vom Ufer eine Strecke weit ins Land hinein gelegt; dann wurden, zum Teil mit Taucherkünsten, alle in Bereitschaft gehaltenen Seile an die Lokomotive befestigt und die Ochsen, die geduldig der kommenden Dinge harrten, daran gespannt. Allein alles Rufen und Schlagen war umsonst. Selbst die kräftigsten Seeflüche der Neuenstädter Bauern vermochten keine Wirkung auszuüben. Die Ochsen waren nicht zu bewegen, gleichmässig anzuziehen; einzelne taten es, andere dagegen marschierten mit ochsenhafter Beharrlichkeit rückwärts. Mittlerweile war es zehn Uhr vormittags geworden, und schon umstand uns aus Neuveville und Umgebung eine grosse Menschenmenge, die dem tragikomischen Schauspiel zusah. Dies vermehrte natürlich die Behaglichkeit unserer Situation nicht, und wir verdoppelten unsere Anstrengungen, den Ochsen Vernunft beizubringen. Ich musste aber die Erfahrung machen, dass auch Maschinenmeister gegen die Dummheit vergebens kämpfen.

Da kam, wie die Not am grössten war, ein freundlicher alter Herr auf mich zu, stellte sich mir vor als Spenglermeister und Neuenstädter Gemeinderat Racle und fing seine Rede mit den Worten an: „Mon cher Monsieur, cela ne va pas ainsi!" „Lieber Herr, so geht das nicht!" Ich erklärte ihm in meiner nicht eben rosigen Stimmung, dass ich, auch ohne Gemeinderat von Neuveville zu sein, bereits zu dieser Einsicht gekommen sei und gerade auf Mittel sinne, wie ich mir anderweitig helfen könne. Und nun bewies der gute Monsieur Racle, dass er nicht nur orakeln könne, sondern auch als praktischer Mann zu helfen verstehe. Er bat mich, die Ochsen abspannen und noch mehr Seile kommen zu lassen, um die vorhandenen möglichst zu verlängern. Wir taten dies, ohne uns eigentlich Rechenschaft geben zu können, was jetzt kommen werde. Als alles geschehen war, was Racle angeordnet hatte, stellte er sich mit seiner ganzen gemeinderätlichen Autorität vor die versammelte Menschenmenge hin, dieser auseinandersetzend, es sei da ein guter Freund und Miteidgenosse in schwerer Verlegenheit; bei ihrem Patriotismus fordere er sie auf, an die Seile zu gehen, und den Versuch zu machen, ob nicht vernünftige Menschen das zu bewerkstelligen vermöchten, was das unvernünftige Vieh nicht habe leisten können. Dieser Appell an Vernunft und Patriotismus tat wahre Wunder. Mehrere hundert Menschen, Männer, Frauen und Kinder, sprangen an die Seile, und in wenigen Minuten war die schon beinahe untergegangene Lokomotive unter allgemeinem Hurrarufen ans Land gezogen. Als wir sie glücklich im Trockenen hatten, liessen wir ihr Zeit zu vertropfen, und wir unserseits hatten das Bedürfnis, mit unserm neuen Freunde Racle Brüderschaft zu trinken.

Tags darauf wurde dann das provisorische Geleise bis zur Bahnlinie gelegt, und an demselben Abend fuhr ich mit dem Dampf der schon halb verlorengegebenen Maschine siegreich in Neuenburg ein. Mit dem guten Herrn Racle aber blieb ich bis an sein Ende in den freundschaftlichsten Beziehungen.

Manche Erlebnisse könnte ich aus meiner Tätigkeit als Vorstand der Oltener Hauptwerkstätte noch anführen, doch will ich nur eines hier noch erwähnen. Unter den vielen Ideen, die meinen unruhigen Kopf neben den laufenden Geschäften des Berufs fortwährend durchkreuzten, war auch die Frage, ob es nicht vorteilhaft wäre, die hölzernen Lafetten an den Geschützen durch leichtere, eiserne zu ersetzen. Bundesrat Stämpfli, wohl einer der genialsten Staatsmänner, welche die Schweiz in diesem Jahrhundert gehabt, besuchte mich in den sechziger Jahren öfters und machte mir ab und zu Mitteilung von den Plänen, die seinen unruhigen Kopf damals bewegten (Rückkauf der schweizerischen Eisenbahnen usw.). Ihm legte ich nun Pläne und kleine Modelle solcher eiserner Geschützgestelle vor, und mit kaum erwarteter Lebhaftigkeit trat er auf den Gedanken ein und veranlasste mich, eine Musterlafette zu verfertigen; er stellte in der Folge mit dieser Lafette eingehendere Proben an, und meine Modelle wurden mit einer kleinen Abänderung vom eidgenössischen Militärdepartement angenommen. Ich erwartete, man werde nun eine Anzahl solcher Lafetten bei mir bestellen. Ich hatte ohnehin nichts für meine Erfindung gefordert, und Patentschutz besassen wir ja keinen. Allein der Dank der Republik war ein ganz anderer: in den öffentlichen Blättern wurden hundert Stück zur Anfertigung nach dem in Thun stehenden Muster ausgeschrieben, und nicht einmal der Name des Erfinders wurde irgendwo genannt. Als ich mich darüber beschwerte, sagte man mir, ich könne mich ja auch um die Lieferung bewerben, bzw. eine Eingabe machen. So geht es eben bei uns in der Republik. Wir müssen fortwährend unsere Pflicht tun, ohne irgendwelche Belohnung dafür zu erwarten. Als persönliche Genugtuung konnte mir dienen, dass meine Erfindung allgemein Anklang fand; namentlich in Russland stehen heutzutage viele hundert eiserne Lafetten nach dem schweizerischen, d. h. nach *meinem* Muster in Anwendung.

Uebrigens kann ich durchaus nicht sagen, dass es mir in Olten an freundlicher Aufmunterung gefehlt habe. Im Gegenteil, die dortige Bürgerschaft ist mir von Anfang mit grosser Liebenswürdigkeit entgegengekommen. Unter sich waren die Oltener damals in zwei einander schroff gegenüberstehende Parteien gespalten. Die Alt-Liberalen, die sogenannten „Grauen", sonderten sich von den Anhängern des neueren Radikalismus, den unter Vigiers Anführung stehenden sogenannten „Roten", vollständig ab. Mir, der ich den dortigen politischen Kämpfen fernestand, schenkten bald alle herzliches Zutrauen. Unwillkürlich bildete ich lange Zeit einen Vereinigungspunkt beider Parteien, und dies kam den Werken der Gemeinnützigkeit in erfreulichster Weise zustatten. Ich war kaum ein Jahr in Olten, so wurde mir auch mit den ehrenvollsten Prädikaten das Bürgerrecht geschenkt. Einige Jahre später tat die benachbarte Gemeinde Trimbach das gleiche. So war ich unversehens in dem schönen Olten daheim. Ein zu Interlaken bei Gelegen-

Corsets L. Müller, Bern Spitalgasse 14, 3. Stock Telephon 3 20 55

heit gekauftes und während einer mehrwöchentlichen Abwesenheit meiner Frau in aller Geschwindigkeit aufgestelltes Chalet im Bernerstil machte das Eisenbahnzentrum vollends zu meiner bleibenden Heimat. Mit Freuden beteiligte ich mich fortan, soviel meine Berufsgeschäfte es mir erlaubten, bei allen Bestrebungen zur Hebung des allgemeinen Wohles von Olten und Umgebung.

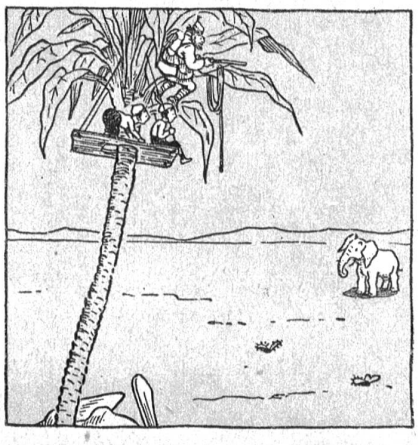
6. Die amerikanische Reise

Jahr um Jahr verstrich. Die Arbeiten drängten sich in erfreulicher Weise. Da sollte eine Familienangelegenheit eine Abwechslung in mein Leben bringen. Mein Bruder August nämlich, der frühere Spitalapotheker in Basel, in weiteren schweizerischen Kreisen aber namentlich als Turnlehrer und als einer der Hauptförderer des schweizerischen Turnwesens sehr bekannt und geschätzt, war infolge einer unglücklichen Liebe melancholisch geworden. Als er nicht mehr in Basel bleiben wollte, begab er sich zunächst ins Bündnerland, wo ein anderer Bruder damals als Pfarrer amtierte. Auch hier besserte sich sein Zustand nicht, deshalb nahm ich ihn in mein Haus nach Olten. Während er bei mir weilte, war ihm das interessante Buch von Wagner und Scherzer über *Costarica* in die Hand gefallen, in dem jenes Land als ein Paradies gepriesen und Europamüden

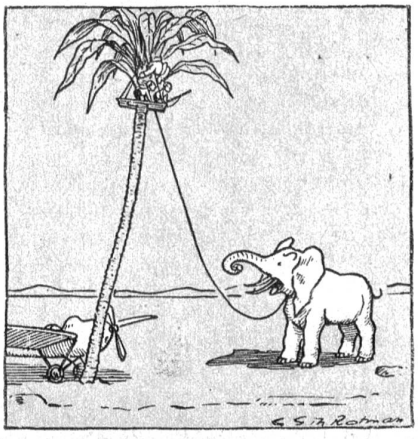
Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

VON G. TH. ROTMAN
(NACHDRUCK VERBOTEN)

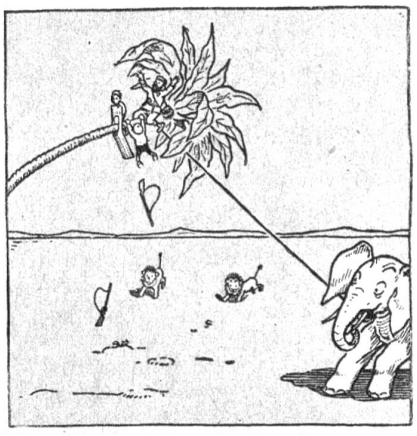
(6. Fortsetzung)



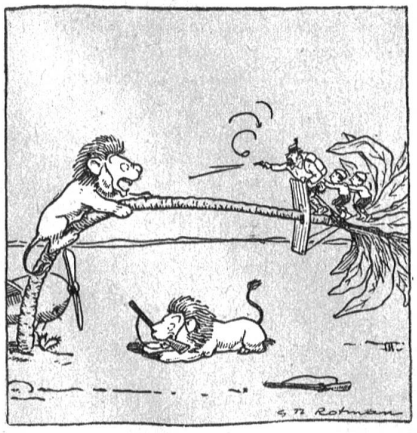
37. Es kostete nicht wenig Mühe, alles in das Flugzeug zu versorgen, aber es ging, und ohne Unglücksfälle langte man schliesslich in Afrika an. Oben in einem Palmbaum wurde eine Plattform gemacht und dort, hinter den Palmblättern versteckt, wurde auf die Erscheinung der Löwen gewartet. Statt der Löwen erschien aber ein Elefant. «Der hat viel grössere Ohren als der bei uns im Zoologischen Garten!» flüsterte Karl.



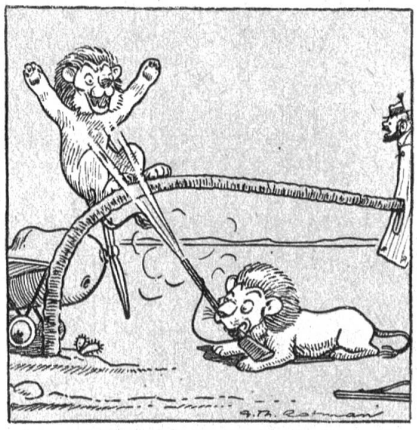
38. «Ja, aber bei uns im Zoologischen Garten ist es ein asiatischer Elefant, und dieser ist ein afrikanischer!» erläuterte der Kapitän. «Aber passt auf, ihr werdet mal sehen, wie fein ich ihn fange!» Zugleich warf er mit einem gewandten Schwung dem Elefanten einen Lasso um den Hals und band dann das Seil an dem Baum gehörig fest. «Das habe ich fein gemacht, nicht?» sagte er stolz.



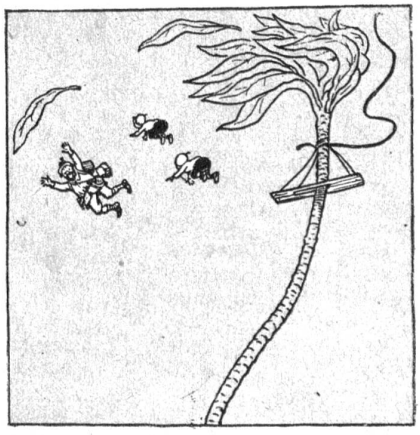
39. Na, gewandt war es ohne Zweifel. Aber der Elefant, dem nichts über seine Freiheit ging, fing an zu ziehen was er konnte, so dass die ganze Palme wie ein Rohr umbog. Dabei verloren sie in der Verwirrung auch noch ihre Gewehre, während im selben Augenblick ein paar Löwen herannahten!



40. Jetzt wurde die Lage wirklich kritisch. Die Spitze des Baumes berührte fast den Boden; einer der Löwen sprang auf den Stamm, um den Anfall zu beginnen, während der andere seinen Groll an einem der Gewehre, die am Boden lagen, kühlte... Kapitän Klackebusch ergriff seinen Revolver, aber der arme Mann bebte so sehr vor Angst, dass jeder Schuss fehlging.



41. «Klackebusch, Junge, deine letzte Stunde hat geschlagen!» murmelte der Kapitän. Aber im selben Augenblick fiel ein Schuss, und der Löwe auf dem Baum stürzte mausetot zu Boden. Der andere Löwe hatte nämlich so lange das Gewehr beknaupelt, bis es plötzlich losging. Wir sehen also wieder: wenn die Not am grössten ist, ist die Hilfe am nächsten.



42. Der andere Löwe verschwand, zu Tode erschrocken, sofort von der Bildfläche. Der Kapitän war gerade im Begriff, deswegen einen Seufzer der Erleichterung auszustossen, aber er verschluckte ihn wieder: das Seil zerriss nämlich, und, während der Elefant mit Kraft vorwärts stürmte, flog der Baum wieder in seinen ursprünglichen Stand zurück, und zwar mit solcher Gewalt, dass unsere drei Afrikareisende wie mit einer Wurfmaschine weggeschossen wurden.

auf das wärmste empfohlen war. Durch dieses Buch veranlasst, hatte mein armer Bruder beschlossen, nach Zentralamerika auszuwandern, und da es ihm nicht ausgeredet werden konnte, so liessen wir ihn im Jahr 1858, aufs beste ausgerüstet, ziehen. Bald aber kamen aus Costarica Berichte, es gehe meinem Bruder mit seinem Gemütszustande bedeutend schlimmer. Es wurde so der Wunsch in mir wach, nach dem Bruder zu sehen und ihn womöglich zu veranlassen, aus seiner Einsamkeit zurückzukehren, wenn auch nicht gerade zu seinen Geschwistern, so doch in die Schweiz.

Versehen mit den besten Empfehlungen des Bundesrates, reiste ich am 25. September 1865 ab, zunächst nach England, wo ich mich wieder ganz heimisch fühlte. Es kam mir vor, als habe ich von jeher in diesem Lande gelebt. Freilich ist gerade die Umgebung von Southampton, wo ich mich einschiffte, und von wo ich der herrlichen Insel Wight einen Besuch abstattete, die schönste Gegend von Old-England. Anfangs Oktober lichtete der Steamer „Tasmanian" die Anker. Das grossartige Schiff, an dessen Bord zweihundert Passagiere und hundertundfünfzig Matrosen sich befanden, hatte allerdings, wie alles auf der Welt, auch seine unangenehme Seite: es war dafür bekannt, dass es besonders stark „rolle", so dass, obschon die Fahrt glücklich vonstatten ging, fast alle Passagiere in hohem Grade seekrank wurden. Mir namentlich spielte dieses Uebel hart mit, ich konnte meist nur liegend existieren und litt besonders auch unter der furchtbaren Hitze. Auch die vielen Ratten, die wir an Bord hatten, vermehrten die Annehmlichkeiten der Reise nicht. In der Regel blieb ich bis morgens zwei Uhr auf dem Verdeck; die Nächte waren, je mehr wir uns den Tropen näherten, um so schöner und prächtiger. Meine Kabine teilte ich mit einem Spanier, und so konnte ich auf der Ueberfahrt noch ziemlich viel von der Sprache lernen, welche ich in Zentralamerika so nötig haben sollte. Besonders erhebend war der sonntägliche Gottesdienst an Bord. Da ein englischer Geistlicher sich unter den Passagieren befand, so versah dieser das Amt, welches sonst dem Kapitän obliegt. Sowohl die englische Liturgie, wie die kurze Predigt machten auf mich einen unbeschreiblich wohltuenden Eindruck, wie denn überhaupt das Meer sehr geeignet ist, den Menschen zum Aufblick zu Gott zu veranlassen. Ausser mit dem Kapitän und meinem Schlafkameraden, dem Spanier, verkehrte ich besonders viel mit einer englischen Familie, namens Montgomery, die wie ich nach Costarica reiste. Das Haupt der Familie besass dort grosse Ländereien und konnte mir sowohl über meinen Bruder, der ihm persönlich bekannt war, wie überhaupt über die Verhältnisse des Landes die gewünschten Aufschlüsse geben.

Am 16. Oktober kamen wir glücklich in San Thomas an. Diese Stadt, welche auf drei Hügeln erbaut ist, gewährt einen prachtvollen Anblick. Das Schiff blieb hier einen Tag vor Anker liegen; ich ging ans Land aus folgender Ursache:

Am Vorabend der Abreise von Southampton hatte ich beim Nachtessen neben mir einen sehr schönen jungen Mann, der, wie es schien, dem Bacchus zu viel geopfert hatte, denn er legte den Kopf auf den Tisch und schlief ein; ihm zur Seite lagen sein Portefeuille und seine Börse. Der Wirt, welcher vermutete, ich sei ein Landsmann des unvorsichtigen Schläfers, bat mich, diese Gegenstände zu mir zu nehmen, um sie des andern Tages dem Eigentümer zu übergeben; ich tat dies und half den jungen Mann in sein Zimmer befördern.

Am folgenden Morgen suchte ich den leichtsinnigen Menschen auf. Ich erfuhr, dass er Meyer hiess, aus Tirol gebürtig und Husarenrittmeister in der österreichischen Armee war, die in Mexiko den unglücklichen Kaiser Maximilian verteidigte. Meyer hatte schon längere Zeit in Mexiko gedient und einen Urlaub erhalten, um seine kranke Mutter im Tirol zu besuchen; jetzt war er im Begriff, sich wieder zur Armee zu begeben. Nachdem ich ihn gehörig zurechtgewiesen und getadelt hatte, übergab ich ihm seine Sachen, was ihn natürlich ungemein erfreute.

Dieser Vorgang hatte auf den leichtsinnigen, aber gutmütigen Menschen einen so tiefen Eindruck gemacht, dass er auf der ganzen Reise mich wie seinen Vater behandelte und alle mögliche Aufmerksamkeit für mich hatte, was ich, da ich beinahe die ganze Zeit hindurch seekrank war, während er sich als vollständig seetüchtig erwies, wohl brauchen konnte. In San Thomas nun wollten wir noch einmal miteinander frühstücken, bevor wir für immer Abschied nahmen. Meyer war der bestimmten Ansicht, dass er dem sichern Tod entgegengehe, was leider auch eingetroffen ist. Wir gingen also zusammen ans Land. Dort führte unser Weg uns über den Marktplatz, wo allerlei Merkwürdigkeiten zu sehen waren: Fische von ganz sonderbarer Art und Gestalt, und alle möglichen Früchte. Dann waren auch Menschen beiderlei Geschlechts vorhanden, zum Verkauf ausgestellt. In dem Gasthof, der nach maurischem Stil gebaut war, angekommen, bestellten wir ein feines Frühstück mit verschiedenen Weinen, ohne zu denken, dass wir nicht in Europa, sondern in Westindien seien. Nachdem wir sehr vergnügt einige Stunden miteinander zugebracht, verlangten wir die Rechnung, die aber so hoch war, dass Meyer sich veranlasst sah, den Ueberbringer, einen Neger, ungesäumt vor die Türe zu stellen, was so viel Lärm verursachte, dass der Wirt einen in San Thomas ansässigen deutschen Kaufmann herbeirief, um seinen rebellischen Landsleuten zuzusprechen. Der Herr kam dann richtig, besah die Rechnung, die er in Anbetracht der feinen Weine für sehr mässig hielt, und riet uns, ohne weiteres zu zahlen, sonst werde man Soldaten herbeiholen und uns verhindern, unsere Schiffe zu erreichen. Wir folgten natürlich dem Rat unseres Landsmannes und zogen uns mit sehr erleichtertem Geldbeutel nach dem Hafen zurück.

(Fortsetzung folgt)

ROSENMÄRCHEN

In einem Garten standen einmal zwei Rosenbäumchen. Jedes Jahr trugen sie herrliche Blüten. Die Bäumchen hatten grosse Sehnsucht nach einander und konnten sich doch nicht erreichen. Wohl trieb dann und wann im sommerlichen Hauch ein Blütenblatt von einer Krone zur anderen. Diese Blätter waren wie Gedichte und sangen von Glück und Liebe. Aber wie die Bäumchen sich auch reckten, zu erreichen vermochten sie sich nicht. Endlich, als Jahre verflossen, berührten sich die Zweige und waren wie verschlungene Hände. Sie liessen sich nimmer, und als der Sommer gekommen war, blühten und dufteten die Rosen süsser denn je. Als ich aber einmal in mondheller Nacht aus dem Fenster sah, wandelten sich die Rosenbäumchen in Menschen. Und Lippen küssten sich, die vordem Rosen waren, und Schmetterlinge ruhten im Haar des liebenden Paares.

In meinem Herzen aber klang etwas wie ein leises, fernes Lied, wie eine verschleierte Erinnerung... ach ja, wir Menschen sind doch alle einmal junge Rosenbäumchen gewesen...!

Walter Dietiker.